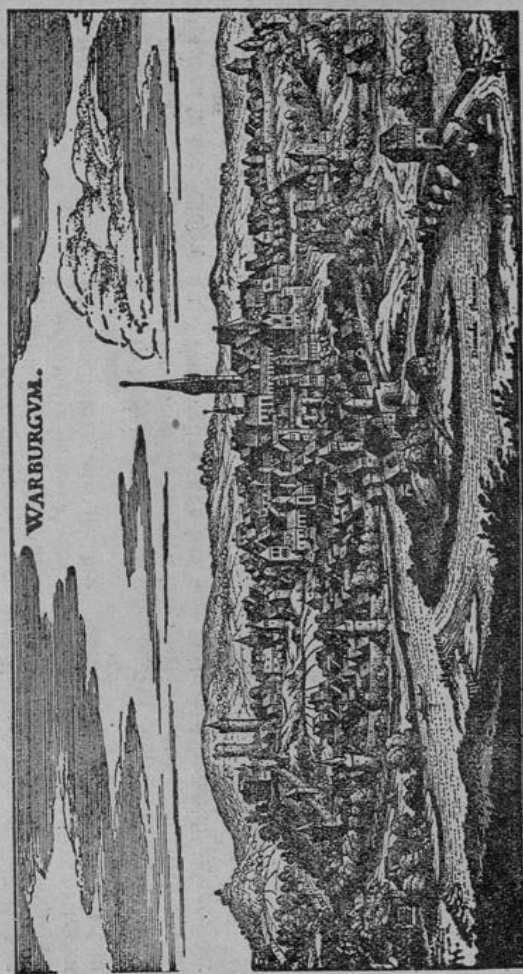


Warburger Marie



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage
des **Warburger**
Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und
Förderung des Heimatgedankens
annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Druckarbeiten
verboten
Erscheinung: A. Schöfers,
Warburg

Mr. 61

6. August 1938

12. Jahrgang

„Totel zu den Domsparzen“

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardelcke, Leipzig C 1
13)

Roman von Wolfgang Marken

irgendwo in der Welt die Kriegsschiffe aufsteht, damit sie ihre elenden Selbstgeschäfte machen! Ohne Koppel vor der Brust! Und das Leben ist doch heilig! Glauben Sie es mir, glauben Sie dem Arzt, der fürchten und Bettler unter dem Messer gehabt hat, daß in jedem Menschen eine Seele, daß in jedem Menschen der göttliche Funke steckt. Er offenbart sich immer dem anderen, aber er ist da! Das sage ich Ihnen, ich, der Arzt!

Er machte eine Pause, um dann schmerzhaft fortzusetzen:

„Ach... wollte Sie nicht operieren, weil Sie ein Kogallier sind! Und weil die Operation schwer war. Aber... ich hab's mir überlegt... Sie sind ohne Schuld. Haben Sie sich jemals darum gekümmert... was im Kogallier-Kongress vor sich geht, der ohne Bedenken im Kogallier-Kongress herübergeliefert hat? Noch zur Zeit, da Kogallier-Kongressen in Land und Meer Vaterlande war, da kamen die Granaten, die Granaten, die Granaten aus den Kogallier-Kongressen... zu Hunderttausenden herüber... und wer weiß, ob nicht einer meiner Söhne... von diesen Granaten getötet wurde.“

Mit entsetzten Augen sah Richard auf den Sprecher. Mit einem Male erwachte ein Gefühl von Schuld in ihm. Er war der Sohn des Inhabers des großen Kugellager-Kongresses Kogallier! Hatte er sich jemals darum gekümmert? War die Schuld an ihm gerichtet worden?

Der Geheimrat sah den entsetzten Richard.
„Grollen Sie mir nicht, daß ich es einmal ausgesprochen habe! Ich habe alle, denen der Krieg... ein Gefäß ist! Wäre ich ein Staatsmann in Ihrem Vaterlande, wahrlich, ich würde es verbieten. Der freie Handel mit Waffen und Munition ist ein Verbrechen an der Menschheit, ist ein Verbrechen! Wahrlich, ich wünsche, alle Mütter dieser Welt würden aufstehen und dagegenkämpfen, damit dieses Verbrechen einmal ausgerottet wird. Nur der Staat hat ein Recht auf Waffen.“

Da kam der kleine Bert langsam auf ihn zu und sah ihn tragend an.

„Ja...“ sagte der alte Mann mit tiefem Ernst. „Fünf... Söhne... hatte ich. Fünf... Söhne! Und alle, alle waren Arzte! Und alle fünf hat mir der Krieg genommen! Nicht nur die Kugel, der Granatplitter. Daran sind nur... drei... eigentlich nur zwei gestorben. Die anderen... sind Opfer ihres Berufs geworden.“

„Fünf Söhne“ wiederholte Richard Kogallier tonlos. In dem Gefühl des Geheimrats arbeitete es.
„Wissen Sie, was... was das bedeutet... wenn man... einen... fünfjährigen Krieg, der der ganzen Welt blutende Wunden... fünfjährigen Krieg, der der ganzen Welt blutende Wunden...“

„Und ob ich ihn hasse!“ brach es leidenschaftlich aus dem alten Arzt. „Ich habe ihn verflucht in tausend grauenhaften Nächten des stillen Einsamkeit! Krieg! Oh... ich will gerecht sein. Krieg... und Krieg... es ist schon ein Unterfisch! Wenn ein Volk kämpft, um frei zu werden, um sich die Freiheit zu erkämpfen, wenn es um die Existenz eines Volkes geht... bei Gott, so sehr ich den Krieg hasse, aber... wenn der Krieg die letzte mögliche Konsequenz ist... hören Sie gut zu... wenn er die letzte Konsequenz ist, dann... kann er berechtigt sein! Dann ist kein Opfer zu schwer! Aber ich frage Sie, wann ist denn der Krieg... die letzte Konsequenz? Wie wenig Kriege gibt's in der Weltgeschichte, wo ein Volk den Krieg wirklich nur... um seiner Existenz, seiner Freiheit willen führte. Waren es nicht so oft ganz andere Dinge, die Kriege auslösten und aber Kriege um das bürgerliche Leben, das einzige, was sie befehligen, brachten? Sind nicht Kriege oft sinnlos geführt worden aus Gründen, die man sich selbst zu nennen?“

Richard nickte hastig. Seine Augen hingten an dem Antlitz des Sprachers.
„Und... ist der Krieg nicht zum Gefäß geworden? Gibt es nicht überall in der Welt Kriege hohen Ranges? Viel von Menschen, die aus dem Krieg hohen Nutzen ziehen? Vielleicht warten diese Hyänen jetzt schon wieder darauf, daß sie den Krieg bekommen.“

Richard nickte hastig. Seine Augen hingten an dem Antlitz des Sprachers.
„Und... ist der Krieg nicht zum Gefäß geworden? Gibt es nicht überall in der Welt Kriege hohen Ranges? Viel von Menschen, die aus dem Krieg hohen Nutzen ziehen? Vielleicht warten diese Hyänen jetzt schon wieder darauf, daß sie den Krieg bekommen.“

Der kriegsretterliche Unteroffizier aber blieb dem Richard auf den Fersen. Umsonst suchten die Kameraden den Richard zurückzuführen. Sie wußten ja nicht, daß der Richard fort und fort eine Stimme vernahm, die doch für immer verhallen war. „Hilf, Hilf, Hilf“, riefen die Kameraden immer wieder es geschah. Vor den englischen Einheiten tauchte plötzlich das Sperrfeuer herab. Engländer, ganze Garben, die jeden Schritt nach vorwärts verwehrt, — mitten in ihnen der Unteroffizier.

„Gehen nach rückwärts!“ rief er. „Wie er einen tiefenhaften Engländer gepackt hielt, ihn zu Boden zwang — dann standen Blut und Donner dagegen. Als sich der dicke, qualmende Rauch endlich verzogen hatte, war nichts mehr...“

In der Verwirrung verzeichnete man: Unteroffizier Richard Kogallier beim Gegenstoß durch Artillerie-Kollisionsgefahren.

So war es wohl auch gewesen, nur daß der Kompanie der Tod ihres Haines, den sie für Kogallier gehalten, zu unermesslich gekommen war. Später hieß es daher, der Unteroffizier Kogallier sei gar nicht tot, befände sich vielmehr in englischer Gefangenschaft; aber das war nur ein Gerücht und verlor sich wie alles andere in ewig tauschenden Strom der Zeit. — ein Glandernschiff, wie das von hunderttausenden Kapitänen.

Richard blieben: die Pflicht und das Beispiel.

Der Vater

Stimme von Frieda Fels-Schnecken (Sprengung)

haben wir keines mehr, so schlugen wir mit den Knien drein!“

Dabei lacht er.
Der Junge sieht ihn an, ob es sein Ernst ist. Der Soldat nicht, und der Junge sieht sich das vor. Er wird aufgeregt.

„Ja“, sagt er, „da müßt ihr so tun...“ und er hüpf und springt und schreit den Wasserbecken wie eine Fackel.

„Wir haben immer für euch“, plappert er atemlos. „Nur braucht man nur zu schreien!“

Der Soldat fährt mit dem Gendarmen über die Augen. „Es ist so heiß...“ sagt er.

„Wißt du noch mehr Wasser?“
„Ja, gib noch einen Topf...“ und er trinkt noch einmal.

Solch einen Topf reicht ihm so bald keiner mehr. Es ist Wasser von zu Hause, aus dem Eimer, den die Frau jeden Tag in der Hand hat, von dem Wasser, das durch das alte, kleine Haus gelaufen ist...“

„Wenn du meinen Vater siehst“, sagt der kleine, „mußt du ihn von mir grüßen. Wenn ihr zu schreien anfängt, wird er schon kommen...“

„Ja“, sagt der Soldat, „da ist er bestimmt dabei, — und ich werde ihn grüßen.“

Der Junge läuft ein Stück voraus, kommt aber wieder zurück. Seine Augen leuchten wie Sterne. „Schießt ihr auch einmal vorbei?“ fragt er.

„Wahrscheinlich! Wir treffen mit jedem Schuß immer gleich zwei!“
„Gleich zwei...“, wiederholt der Junge, füllt ein Weidchen nach. „Siehst du den Soldaten genau an und lächelst befriedigt.“

Sie sind am Stadtrand, und die leere, graue Straße beugt sich halb wieder. Da packt es den Soldaten. Er tritt aus der Reihe, er marschieren schon wieder.

Der Junge steht verwundert still und sieht ihm nach. Vier Schritte mit Wasser hat er gerufen, nun wird er gut schreien können. Dann läuft er zur Mutter und erzählt. Kaum, daß er ausrunder, nimmt die Mutter in eine Hand den Eimer mit dem Wasser, in die andere Hand war das! — und läuft dem Zuge nach. „Gut, der Vater war das!“, und läuft dem Zuge nach. „Gut, der Vater war das!“, und läuft dem Zuge nach.

Die Liebe und die Treue läuft.
Es ist ein langer Zug, ein langer, grauer Zug. Als die letzten vorbei sind, schreien sich die Frauen an, die Mädchen dann — und die Kinder, die es nicht ganz verstehen.

Als sie zurückbleiben, sehen die Soldaten sich nicht um. Sie wollen sie nicht sehen, und sie nehmen sie mit. Für sie fallen die ersten Schüsse von Tannendörfern. Für sie fließt das Blut, ihnen gehört der Sieg...“

Wie ein Verzweifelter hatte Johannes sich vorwärts-geschoben, — umsonst, die Strudel hielten ihn zurück. Dann traf ihn ein veritables Geschloß hart an der Schläfe vorbei, und wie durch ein Wunder nur wurde der Bewußtlose vor einem gleichem Schicksal bewahrt; Sanitäter fanden ihn rechtzeitig und brachten ihn glücklich in Sicherheit.

Der Unteroffizier Johannes Günther erwachte wie aus einem Traum. Der Ort hier, — der Name? Er mochte nicht näher forschen. Warum auch! Vorbei war vorbei; allem die Notwendigkeit blieb, die Pflicht... Sie war die gleiche heute wie damals, hieß immer — Glandern!

Einen Tag später kamen die Engländer nach einem verheerenden Exzess, in dem sie die Deutschen endgültig begnadeten wählten.

Aber es lebten doch noch einige, unter ihnen der Haines. Wohl gelang es dem Tommy, der ersten Trichterstellung zu überwinden. Dann traf ihn der deutsche Gegenstoß. Der Kompanieführer leitete ihn selbst, und der Unteroffizier Günther führte den Hauptangriff.

So hatten sie ihn noch niemals gesehen. An der Spitze der Werfer, hoch aufrecht, als gäbe es Friedensspiel am liebsten, weil, war ihnen Haines weit voraus; unaufhörlich, jessischer geschleudert, saßen seine Wurfteile im entlegenen Feind. In Eile räumte der Tommy seine bescheidene Eroberung.

Anfang des Jahres 1914 — und eine kleine, östpreussische Stadt. Darin ein ganzer Schwarm junger Frauen und Mädchen, die vor den Kollaten fliehen. Sie haben keinen guten Ruf, diese russischen Soldaten.

Es heißt, ein Luftschiffregiment wird erwartet. Gottlob, die Kinder wissen es schon, wenn die Soldaten durchziehen, wollen sie nur eins: Wasser. Welch unheimliche Sonne in jenen Tagen! Die Brunnen an den Fahrrücken sind ausgetrocknet.

Die Jungen und Mädchen, auch die Kleinen, stehen mit Wasserkrügen und Behältern auf dem Marktplatz und warten. In dem Volk ist eine große Aufregung. Der kleine Fritz kann es kaum erwarten. „Mutter, wird der Vater kommen?“

„Wahrscheinlich, Junge.“
Das allein ist ihm wichtig, den Vater mit den Soldaten gegen den Feind marschieren zu sehen. Alle wollen die Soldaten sehen, bei denen Tag und Nacht ihre Wünsche und Hoffnungen sind.

Nach langen Warten kommen sie. Ein langer, grauer Zug. „Mutter, ist der Vater dabei?“

„Du mußt aufpassen.“
Wie sehen die Soldaten aus! Schwarzbrot die Gesichtser und von unglücklicher Müdigkeit gezeichnet, von Schwere überkommen.

Sie sind weit marschierter und haben nachts nicht geschlafen, aber sie halten nicht. Weiter... weiter...
Ihre Arme gehen wie durch Moor, so schwer und heiß, aber sie tragen. Sie tragen ihre Hände nach dem Wasser aus.

Der kleine Fritz sucht seinen Vater und rennt neben dem Zug. Die Soldaten trinken in Marichieren und Wäldchen, über den Wasser zurückziehen, über die Frauen und Mädchen, über die Mutter zurückziehen, über die Frauen und Mädchen, über die Mutter zurückziehen, über die Frauen und Mädchen, über die Mutter zurückziehen.

Richard läuft mit dem Wasserkrug. Dem einen Soldaten hat er drei Becher vollgeköpft, neben dem läuft er nun her. Er hat einen Bart, und der Helm sitzt ihm tief über dem verlebten Gesicht. Natürlich kann Fritz ihn nicht erkennen.

Aber der Vater erkennt seinen Jungen. Darum trinkt er so viel, daß er bei ihm bleibt.

Was macht denn die Mutter? fragt er. „Ist sie gesund?“
Der Junge nickt und sieht nach der Spitze des Zuges. In seinem Gesicht arbeitet es. „Werdet ihr folgen?“ fragt er.

„Freilich werden wir folgen“, sagt der Soldat und zieht den Tornister fest.

Der Junge strahlt. „Dad! Ihr auch genug Pulver?“ Er muß laufen, um im Marschschritt mitzukommen.

„Freilich haben wir Pulver“, antwortet der Soldat, „und“

